

**Martin Sabrow**

# West-Berlin als Erinnerungsort

Öffentlicher Vortrag mit anschl. Podiumsdiskussion „Was war West-Berlin? Und was bleibt?“  
im Rahmen der wissenschaftlichen Tagung "Biotop Berlin"  
Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, Kurfürstendamm 237, Berlin, 4. Dezember 2014

Sehr geehrter Herr Pastor Germer,

sehr geehrte Frau Nentwig,

lieber Staatssekretär Renner,

meine Damen und Herren,

West-Berlin ist nicht mehr. Die Eisbahn in Karl-Heinz Peppers Europa-Center und der Ausflug nach Steinstücken, Harry Ristocks Gartenpartys und Otto Sander in der Paris-Bar, die Rede vom fernen Westdeutschland und die Rumpelfahrt über die Transitwege, Texas-Willy und das heisere Fauchen der S-Bahn, das Uwe Johnson so mochte, das Pathos von Ernst Reuter und der Anflug über die Hausdächer auf Tempelhof, der Tauchclub in der Liebermann-Villa und Hänschen Rosenthal im RIAS, die Schlacht am Tegeler Weg und der Flohmarkt am Bülowbogen, auch der Tumult in der Gedächtniskirche, als Rudi Dutschke am Heiligen Abend 1967 ein Protestflugblatt gegen den Vietnamkrieg zu verteilen suchte – all das ist Geschichte, und die entscheidende Frage lautet, ob dieses Kaleidoskop sich als *eine* Geschichte fassen lässt – oder in *viele Geschichten* zerfällt.

Zumindest ist es ein zunehmend interessantes Kaleidoskop der Erinnerungen: „Wo Geschichte zur Legende wurde“, titelte der „Tagesspiegel“ – ihn gibt es, immerhin, anders als den „Telegraf“ und das „Spandauer Volksblatt“ noch – gestern in einer Besprechung eines eben erschienenen Berlin-Buches, das die „Kommune 1“ als „Mutter aller alternativen WG's“ vorstellte und sich verkaufsfördernd damit rühmt, „den Fokus auf der Nachkriegszeit“ zu haben.<sup>1</sup> Der auch nach 1990 lange

---

<sup>1</sup> Wo Geschichte zur Legende wurde, in: Der Tagesspiegel, 3.12.2014, unter Bezug auf: Elisabeth Schwiontek, Legendäres Berlin. Orte die Geschichte machten, Berlin 2014.

unbeachtete Topos „West-Berlin“ ist Gegenstand wachsender Beachtung geworden; dass die Stiftung Stadtmuseum dem „alten West-Berlin“ eine exponatenreiche Ausstellung widmet, hat in der Feuilletonkritik wohlwollende Aufnahme gefunden, und die Besucher strömen in die Ausstellungsräume des Ephraim-Palais, das im Osten liegt und doch auch eine West-Berliner Wiederaufbaugeschichte hat. Doch wer das Ephraim-Palais betritt, trifft auf einen eigentümlich diffusen Erinnerungsort, wie Jens Bisky in der Süddeutschen Zeitung festhielt: „Die Besucher der Ausstellung begegnen Harald Juhnke, Rolf Eden und einem Promi-Flusspferd. Doch die große West-Berlin-Erzählung sucht man vergeblich.“<sup>2</sup> Bisky hat recht und auch wieder nicht recht. Laster er womöglich der Ausstellung an, was womöglich die Sache selbst zu verantworten hat?

## Was war West-Berlin?

„Berlin war anders“, schrieb die Journalistin Susanne Kippenberger 2009 in treffender Hilflosigkeit über das eingemauerte Gebilde zwischen DDR und Bundesrepublik, dessen quecksilbrige Facettenvielfalt so eigentümlich mit seinen scharf markierten Grenzen kontrastiert.<sup>3</sup> Das Berlin, das sie meinte, war West-Berlin – in ihrer Erinnerung einerseits wild und elektrisierend, andererseits übersichtlich und familiär, eigentlich riesengroß und doch eher ein Dorf. West-Berlin war anders – aber wie wurde es sichtbar, das „Traumpotential in besonderer Verdichtung, Turbulenz auf einer Nadelspitze und erhöhte Temperatur als Dauerzustand“, wie mein verehrter Lehrer Gert Mattenklott West-Berlin einmal beschrieb?

Zunächst war es ein immerwährender Streitfall, der im Vier-Mächte-Abkommen von 1971 zu einem wortwörtlich namenlosen Verhandlungsgegenstand wurde. Was unter „dem betreffenden Gebiet“ des Abkommens zu verstehen sei, blieb bis 1990 unter den alliierten Verhandlungspartnern ungeklärt. Das Feld der fraglosen Gemeinsamkeiten zwischen dem westlichen Officialnamen „Berlin (West)“ und dem östlichen „Westberlin“ war so ungeklärt wie der Inhalt der Terra incognita, die sich auf

---

<sup>2</sup> Jens Bisky, Ausstellung "West:Berlin". Freiheit in geschlossener Gesellschaft, in: Süddeutsche Zeitung, 9.11.2014.

<sup>3</sup> Susanne Kippenberger, Martin Kippenberger – der Künstler und seine Familien, in: Gabriela Wachter/Detlef Holland-Moritz (Hg.), *war gewesen. West-Berlin 1961–1989*, Berlin 2009, S. 239-246, hier S. 240.

ostdeutschen Karten als weiße Fläche westlich der „Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik“ erstreckte.

Hängt es mit dieser konstitutiven Widersprüchlichkeit des schwer fassbaren Gegenstandes zusammen, dass die Geschichtsschreibung West-Berlin erst zögernd zu entdecken beginnt? Nur scheinbar bietet die staatsrechtliche und politische Betrachtung der Halbstadt einen festen Grund. Völkerrechtlich war West-Berlin besetztes Gebiet und staatsrechtlich ein Teil der Bundesrepublik; doch blieb das Besatzungsrecht dem Staatsrecht übergeordnet. Laut Artikel 23 des Grundgesetzes war Berlin seit 1949 Teil der Länder, in denen das Grundgesetz galt, und Gleiches kodifizierte die (West-)Berliner Verfassung.<sup>4</sup> Dennoch war West-Berlin kein konstitutiver Bestandteil der Bundesrepublik.<sup>5</sup> Die Siegermächte hatten sich dezidiert gegen einen diesbezüglichen Artikel im Entwurf des Grundgesetzes ausgesprochen.<sup>6</sup> Die Berliner Regierung hatte demzufolge zwar volle gesetzgeberische, vollziehende und gerichtliche Gewalt, die Alliierten behielten sich jedoch in verschiedenen Bereichen ein Vetorecht vor.<sup>7</sup> Bundesgesetze waren nicht automatisch für West-Berlin gültig.<sup>8</sup> Darüber hinaus hatten die Bewohner der Stadt nicht das Recht, Abgeordnete für den Bundestag zu wählen. Die dorthin vom Abgeordnetenhaus entsandten Delegierten hatten nur ein eingeschränktes Stimmrecht.<sup>9</sup> Ein nicht unerheblicher Grund für den Zuzug vieler junger Männer war das Entmilitarisierungsgesetz, aufgrund dessen die Bundeswehr in Berlin nicht aktiv

---

<sup>4</sup> Vgl. Verfassung von Berlin vom 1. September 1950, Art. 1, Abs. 2 und 3: „2. Berlin ist ein Land der Bundesrepublik Deutschland. 3. Grundgesetz und Gesetze der Bundesrepublik Deutschland sind für Berlin bindend.“ Artikel 87 der Berliner Verfassung schränkte dies jedoch ein: Beide Artikel würden erst in Kraft treten, wenn das Grundgesetz in Berlin keinen Beschränkungen mehr unterliegen werde. Abgedruckt in: Udo Wetzlaugk, *Alliierte in Berlin*, Berlin (West) 1988, Dokument 16, S. 339ff.

<sup>5</sup> Vgl. Dieter Schröder (Hg.), *Das geltende Besatzungsrecht*, Berlin 1990, S. 18f.

<sup>6</sup> Vgl. Erklärung des Informationsbüros der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland (SMAD) vom 10. Februar 1949 zur Einbeziehung Berlins in den Entwurf des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland, in: Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V., Bonn in Zusammenarbeit mit dem Berliner Senat (Hg.), *Dokumente zur Berlin-Frage 1944–1962*, München 1962, S. 112; Memorandum der Militärgouverneure der drei Westmächte vom 2. März 1949 zum Entwurf der Grundgesetze der Bundesrepublik Deutschland (Auszug), in: ebd., S. 112.

<sup>7</sup> Vgl. Schröder, *Das geltende Besatzungsrecht* (Anm. 11), S. 36f.

<sup>8</sup> Zunächst musste das Abgeordnetenhaus über sie abstimmen, damit sie dann in Form von Berliner Gesetzen verabschiedet werden konnten. Ab 1951 galt eine Regelung, welche die Übernahme mehrerer Bundesgesetze in Form eines Mantelgesetzes gestattete bzw. sie seitens der Bundesrepublik ab 1952 auch für Berlin vorschrieb. Drei Jahre später wurde durch die Bundesregierung die so genannte Berlinklausel eingeführt, welche den Bundesgesetzen angehängt wurde, damit diese dann, wenn sie nicht im Widerspruch zum Viermächte-Status standen, in West-Berlin binnen eines Monats übernommen werden konnten. Vgl. Wetzlaugk, *Alliierte in Berlin* (Anm. 10), S. 169ff.; Albrecht Randelzhofer, Staats- und völkerrechtliche Lage Berlins in unserer Zeit, in: Friedrich Ebel/ders. (Hg.), *Rechtsentwicklungen in Berlin. Acht Vorträge, gehalten anlässlich der 750-Jahrfeier Berlins*, Berlin (West) 1988, S. 219-246.

<sup>9</sup> Vgl. Ernst R. Zivier, *Verfassung und Verwaltung von Berlin*, Berlin 1990, S. 44.

werden durfte.<sup>10</sup> Anstelle des bundesdeutschen Passes gab es den „behelfsmäßigen Personalausweis“, und es galten andere Regeln, wollte man Ost-Berlin oder die DDR besuchen. Diese prekäre staatsrechtliche Lagebestimmung erklärt die besondere Sensibilität der West-Berliner für blockpolitische Klimaveränderungen – hier verschwammen die Grenzen zwischen Welt- und Lokalpolitik. Doch sie verlor ihre definitorische und handlungsleitende Schärfe im symbolpolitischen Dauerkonflikt des Kalten Krieges, der im Spannungsfeld von Ost und West, von Alliierten und Deutschen, von Bonn und Ost-Berlin, aber auch zwischen Bonn und West-Berlin sowie zwischen Moskau und Ost-Berlin nicht ein einziges Bestimmungsmerkmal West-Berlins unumstritten ließ.

Nicht weniger schwer zu ermitteln ist bei näherem Hinsehen die Datierung des Phänomens. Der in seinem Eigencharakter wahrgenommene Westen Berlins ist jedenfalls deutlich älter als West-Berlin: Der „Neue Westen“ stellte bereits um die Wende zum 20. Jahrhundert einen moderneorientierten Gegenentwurf zum preußischen Stadtzentrum im Osten dar und wurde zum steinernen Ausdruck eines neuen bürgerlichen Selbstbewusstseins, das sich vom „Alten Westen“ Zug um Zug bis Westend ausbreitete. Wie lässt sich demgegenüber die Geburtsstunde West-Berlins als Halbstadt im Nachkriegsdeutschland datieren? Ist es das Jahr 1948, in das so einschneidende Ereignisse fallen wie der Auszug der Sowjetunion aus dem Alliierten Kontrollrat, die Währungsreform und der Beginn der Blockade mitsamt der Luftbrücke? Oder markiert erst die Gründung zweier deutscher Staaten im Jahr darauf die Geburt West-Berlins?

Einen Anhaltspunkt liefert der Sprachgebrauch der Zeitgenossen. Zwar verwandte die Berliner Presse schon bald nach Kriegsende den Terminus West-Berlin, doch nutzte sie ihn jahrelang allein im traditionellen stadträumlichen Sinne zur Kennzeichnung des „Westberliner U-Bahn-Knotenpunktes Wittenbergplatz“<sup>11</sup> oder zur Kennzeichnung einer Charlottenburger Fußballmannschaft als „die West-Berliner“ im Punktspiel gegen „Mitte“.<sup>12</sup> Erst im Verlauf der Blockade wuchs das Bewusstsein einer Schicksalsgemeinschaft der „Westsektorenbewohner“, die ihre gemeinsame Identität in der Abgrenzung von den materiell privilegierten, aber

---

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 40; Wetzlaugk, *Alliierte in Berlin* (Anm. 10), S. 193.

<sup>11</sup> U-Bahn zu 98,4 Prozent wieder instand. Ab heute Pankow-Ruhleben ohne Umsteigen – Verkehrslücke geschlossen, in: *Berliner Zeitung*, 15.9.1946.

<sup>12</sup> Die Fußballer schossen wieder Tore. Lichtenberg-Nord, Oslo und Stadtmitte in Abstiegsgefahr, in: *Berliner Zeitung*, 21.1.1947.

politisch unterdrückten Ostbürgern fanden: „Die Westberliner wissen sehr gut, daß sie sich in vielem fügen müssen. Sie haben mehr als einmal bewiesen, daß sie gewillt sind, Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen. [...] Es gibt noch vieles, das die Westberliner verbittert und das sie nicht auf das Konto ‚Blockade‘ buchen wollen. Weil sie im Gegensatz zu den Bewohnern des Sowjetsektors freie Menschen sind, sprechen sie es auch aus.“<sup>13</sup> Aber schon ein Jahr zuvor hatte der „Spiegel“ die drei westlichen Sektoren erstmals als „West-Berlin“ bezeichnet.<sup>14</sup> Kurz zuvor war die Londoner Außenministerkonferenz gescheitert, und die Westmächte hatten eine gemeinsame Besatzungspolitik ohne die Sowjetunion beschlossen. Am 26. Juni 1948 nannte das Magazin die Bewohner der Westsektoren erstmals „West-Berliner“, zwei Tage zuvor hatte die Sowjetunion die Abriegelung der Westsektoren eingeleitet.<sup>15</sup> West-Berlin war im Lichte der Begriffsgeschichte ein Kind der Blockade und ihrer unmittelbaren Vorgeschichte.

Doch der Begriff selbst war und blieb umstritten, und so spiegelten sich die kontrastierenden Interpretationen des städtischen Status im Kampf um die korrekte Schreibweise: Während es auf westlicher Seite offiziell *Berlin (West)* und im Alltagsgebrauch *West-Berlin* hieß und dementsprechend von *Ost-Berlin* bzw. *Berlin (Ost)* die Rede war, sprach die DDR nach der mit dem Mauerbau besiegelten Aufgabe ihres gesamtstädtischen Herrschaftsanspruchs von *Westberlin* versus *Berlin, Hauptstadt der DDR*, um ihre Wunschvorstellung einer von der Bundesrepublik getrennten und mit der Osthälfte der Stadt nicht zusammengehörigen Rumpfstadt als selbstständiger politischer Einheit sprachpolitisch zu untermauern.<sup>16</sup> „Auch in Zukunft“, erklärte Erich Honecker ein ums andere Mal, „erteilen wir gemeinsam mit unseren Verbündeten allen Versuchen eine entschiedene Abfuhr, die das [Vier-Mächte-]Abkommen auf seine Belastbarkeit testen und seine Kernbestimmung unterlaufen, daß Westberlin nicht zur BRD gehört und nicht von ihr regiert werden darf.“<sup>17</sup> Und diese Bemühungen hielten bis in den Sommer 1989 an, als der heute unter uns sitzende und damalige Regierende

<sup>13</sup> Die Blockade ist nicht an allem schuld. Manches könnte trotzdem anders sein, in: *Der Abend*, 11.2.1949.

<sup>14</sup> [Routine](#), in: *Spiegel*, 24.1.1948, S. 1.

<sup>15</sup> [Vorläufig eins zu eins](#), in: *Spiegel*, 26.6.1948, S. 3f.

<sup>16</sup> „Berlin ist die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin ein besonderes Gebiet, das durch das Vierseitige Abkommen vom 3. September 1971 Zukunftschancen erhalten hat.“ *Neues Deutschland*, 12.5.1977; vgl. Gerd Langguth, Der Status Berlins aus Sicht der DDR. Eine kritische Bestandsaufnahme, in: Eberhard Diepgen (Hg.), *Berlinpolitik. Rechtsgrundlagen, Risiken, Chancen*, Berlin (West) 1989, S. 121-161.

<sup>17</sup> *Neues Deutschland*, 18.4.1986; zit. nach Langguth, Der Status Berlins (Anm. 22), S. 131f.

Bürgermeister Walter Momper zum üblichen Halbjahresgespräch in Ost-Berlin mit Honecker zusammentraf.

Trotz dieser definitorischen Streitigkeiten war West-Berlin seit der Gründung der beiden deutschen Staaten bis zur deutschen Vereinigung 1990 auf komplexe Weise mit der Bundesrepublik verbunden. Am 7. März 1950 trat das erste „Berlinhilfegesetz“ in Kraft, dem 1970 das „Gesetz zur Förderung der Berliner Wirtschaft“ folgte. Diese so genannte Berlin-Förderung beinhaltete neben steuerlichen Vergünstigungen für Unternehmen auch das im Volksmund als „Zitterprämie“ bezeichnete steuerfreie Plus von 8 Prozent auf das Bruttoeinkommen. Ergänzt wurde die Zahlung durch ein Kindergeld, zinslose Darlehen zur Familiengründung, vergünstigte Wohngelddarlehen und finanzielle Unterstützungen für nach Berlin ziehende Arbeitnehmer. Diese Prämien sollten eine weitere Abwanderung der Bevölkerung aufgrund der unsicheren politischen Lage verhindern und den Standort attraktiver machen. Noch 1990 belief sich die Förderung des Bundes auf insgesamt über 22 Milliarden DM.<sup>18</sup> Nicht wenige Zeitgenossen behaupten im Rückblick, diese Subventionen hätten die vielfältige Künstlerszene West-Berlins erst ermöglicht; andere sehen in ihnen die Ursache für heutige Defizite.<sup>19</sup>

## Berlin als Erinnerungsort

Trotzdem: So unsicher Begriff und Sache West-Berlins immer waren - an städtischen Stützen des Gedächtnisses mangelt es West-Berlin niemals. Vielmehr illustriert gerade die Fülle seiner einzelnen Erinnerungszeichen, dass West-Berlin selbst keine einheitliche Gedächtnislandschaft ausgebildet hat, sondern für eine vielschichtige Erinnerungskultur steht, die auf die symbolische Aufladung der westlichen Stadthälfte im Kalten Krieg zurückgeht. Anhand der Diskussionen um die East Side Gallery<sup>20</sup> oder ein Museum des Kalten Krieges am Checkpoint Charlie zeigt sich, dass die Berliner Gedächtnislandschaft hochgradig politisiert ist. Die Mehrzahl der materiellen

<sup>18</sup> Vgl. Olaf Hillenbrand/Christian Matern, Berlin, in: Werner Weidenfeld/Karl-Rudolf Korte (Hg.), *Handbuch zur deutschen Einheit*, Bonn 1993, S. 39-55.

<sup>19</sup> Vgl. Harald Engler, Wirtschaftliche Systemkonkurrenz im Verflechtungsraum Berlin-Brandenburg während des Kalten Krieges 1945–1961. Fragestellungen und Forschungsperspektiven, in: Michael Lemke (Hg.), *Schaufenster der Systemkonkurrenz. Die Region Berlin-Brandenburg im Kalten Krieg*, Köln 2006, S. 129-144, hier S. 139.

<sup>20</sup> Vgl. etwa die Website der „Künstlerinitiative East Side Gallery e.V.“: <<http://www.eastsidegallery-berlin.de>> oder die Website des Bündnisses „East Side Gallery retten“: <<http://www.eastsidegalleryretten.blogspot.com>>.

Gedächtnisstützen weckt Erinnerungen an kontroverse Ereignisse der jüngsten Geschichte und „verhindert einen Konsens“ über genau jene Dinge, die sie eigentlich mit hervorbringen und verkörpern sollen: eine „nationale Identität oder ein gemeinsames Ideal“.<sup>21</sup>

Nach 1989/90 hat sich keine Meistererzählung für die Stadt als Ganzes herausgebildet;<sup>22</sup> vielmehr hat das Wechselspiel von „Anwesenheit und Abwesenheit, Erinnerung und Vergessen“ einen „faszinierenden Mix“ geschaffen.<sup>23</sup>

Die Mehrdeutigkeit West-Berlins zeigt sich am stärksten in der musealen Repräsentation der städtischen Geschichte, die von einem kaum überschaubaren Nebeneinander privater und öffentlicher Initiativen geprägt ist, die sich jeweils einzelnen Aspekten der Vergangenheit widmen.<sup>24</sup> Berlin ist ein „Palimpsest, ein disparater Stadtext, der neugeschrieben wird, während vorangegangener Text bewahrt, Spuren wiederhergestellt, Tilgungen dokumentiert werden“, hat die Fachliteratur mit Recht festgestellt. Das Ergebnis ist ein „komplexes Netz aus historischen Markierungen, die auf das fortdauernde heterogene Leben einer vitalen Stadt verweisen, die ihrer gebauten Vergangenheit so ambivalent gegenüber steht wie ihrer urbanen Zukunft“<sup>25</sup>, und in den Worten meiner Mitautorin Stefanie Eisenhuth mehr eine Erinnerungslandschaft als einen Erinnerungsort darstellt.<sup>26</sup>

---

<sup>21</sup> Brian Ladd, *The Ghosts of Berlin. Confronting German History in the Urban Landscape*, Chicago 1997, S. 11.

<sup>22</sup> „Die Besonderheit Berlins besteht darin, dass eine Vielzahl von Gegenständen, Orten und Handlungen symbolisch aufgeladen sind und nicht nur jeweils ‚auf etwas anderes‘ verweisen, sondern miteinander in einem komplexen Verweisungsverhältnis stehen, das wiederum abstrakt als das Symbol Berlin betrachtet werden kann.“ Simone Derix, **Der Symbolkomplex Berlin. Berlin-Diskurs und Berlin-Praktiken nach 1945 [Link]**, in: Michael C. Bienert/Uwe Schaper/Hermann Wentker (Hg.), *Hauptstadtanspruch und symbolische Politik*, S. 183-220, Zitat S. 184f.

<sup>23</sup> Andreas Huyssen, *Present Pasts. Urban Palimpsests and the Politics of Memory*, Stanford 2003, S. 79.

<sup>24</sup> Vgl. Sybille Frank, [Der Mauer um die Wette gedenken](#), in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 61 (2011), H. 31-34, S. 47-54.

<sup>25</sup> Huyssen, *Present Pasts* (Anm. 43), S. 81. Siehe auch Godela Weiss-Sussex, Berlin: Myth and Memorialization, in: dies./Katia Pizzi (Hg.), *The Cultural Identities of European Cities*, Bern 2011, S. 145-164; Janet Ward, *Post-Wall Berlin. Borders, Space and Identity*, New York 2011.

<sup>26</sup> „The second challenge we are facing is the fact that Cold War Berlin is rather a memorial landscape than one site of memory. [slide: memorial landscape] Being the only German city with an Eastern and Western legacy, Berlin has often „been the center of discussion about diplomatic, pedagogical, and artistic responses to Germany’s troubled past“<sup>5</sup>. Brian Ladd therefore describes the city as a „contested landscape“: „In Berlin (...), the landscape is politicized in the extreme, and undisputed monuments are the exception. The Wall and other monuments recall controversial deeds, mostly of the recent past, deeds that prevent any consensus about the sort of things that monuments are supposed to embody, such as national identity or a common ideal.“<sup>6</sup> The article by Krijn Thijs has reminded us of another important fact: It was not so much the fall of the wall but rather the slowly developing „memory boom“ in the 1980s that drew people’s attention to the city’s history. The ghosts of the past and an increasing uncertainty about the future were already haunting Berlin before the year

Der vielleicht vertrauteste aller Stadttexte zeichnet West-Berlin als *Frontstadt der Insulaner*. Seit der Blockade 1948/49 und über die folgenden Jahrzehnte hinweg figurierte West-Berlin als zur Stadt gewordene Inkarnation des politischen Freiheitswillens und der Bereitschaft zum Durchhalten als „Insel der Demokratie im roten Meer des Kommunismus“, als „Vorposten der Freiheit“. Eine ikonische Verdichtung erfuhr dieses durch die amerikanische Besatzung geprägte Narrativ unter anderem in den beschwörenden Reden des einstigen Regierenden Bürgermeister Ernst Reuter und im Luftbrücken-Denkmal. Ihren deutlichsten Ausdruck fand die Symbolwerdung West-Berlins in der Nachbildung der *Liberty Bell*, die 1776 – so die Legende – in Philadelphia anlässlich der Verlesung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung geläutet wurde. Die Berliner Freiheitsglocke, die nach einer langen Reise durch die USA 1950 ihren Platz im Turm des Schöneberger Rathauses fand und zur Einweihung die halbe Stadt auf die Beine brachte, begleitete fortan die Zäsuren der West-Berliner Geschichte mit ihrem dumpfen Klang: die Aufbahrung von Toten des Aufstandes vom 17. Juni 1953 ebenso wie zehn Jahre später die berühmte Ansprache des US-Präsidenten John F. Kennedy und im November 1989 die Öffnung der innerstädtischen Grenzen. West-Berlin als Symbol der Freiheit verdichtete sich auch in den zahlreichen zeitgenössischen Wortprägungen, die synonym für die eingeschlossene Teilstadt

---

1989 added another historical layer to the city's texture. The local histories of East and West Berlin have since then merged into greater narratives.. [slide: logos] Berlin currently has over 10 museums that are dedicated to different aspects of the city's history during the Cold War.<sup>7</sup> In most exhibitions, the city itself serves only as an example for the nation's suffering from its division and the successful overcoming of it in 1989. While many Cold War oddities that were unique to Berlin have unintentionally been forgotten, other remnants of the city's past experienced an intentional process of erasure. Especially during the 1990s, monuments were dismantled and streets renamed, some buildings were destroyed while others are now being restored. In many cases, only gaps and voids or maybe a plaque remind us of the past. Most people are aware of this process with regard to East Berlin. 4 David Barclay, *Westberlin*, p. 432. 5 Brian Ladd, *Epilogue: The View from Berlin*, in: *Beyond Berlin*, pp. 295--- 301, here p. 298. 6 Brian Ladd, *Ghosts of Berlin*, p. 11. 7 DDR--- Museum, Kulturbrauerei, Tränenpalast, Hohenschönhausen, Bernauer Straße, Museum am Checkpoint Charlie, Black Box Kalter Krieg, Notaufnahmelager Marienfelde, Stasi--- Museum, Alliierten Museum, Story of Berlin, Berliner Unterwelten. However, a lot of West Berlin's iconic places and characteristics are gone as well. Most of them disappeared slowly, others are about to disappear.<sup>8</sup> To sum it up, Cold War Berlin is and is not part of Germany's cultural memory. On the one hand, aspects of the city's history are part of Germany's historiographical „master narrative“. On the other hand, as Paul Steege has already stated, it has become a cipher. I would argue, while Cold War Berlin is still a symbol of Germany's divided past, the collective memories of East and West Berliners are not yet part of the nation's cultural memory. They both have been absorbed by the GDR and the Federal Republic – despite the fact that they have always differed from the rest of the country they were supposed to represent. The city has not yet managed to really separate its local history from the national one – and maybe that is not even possible. It is just somehow ironic that despite the century long tradition of complaining about Berlin being the most un--- German city, it is now mostly remembered as a focal point of German history.” Stefanie Eisenhuth, *Remembering Cold War Berlin*, 2014 (Vortragpapier).

standen: Frontstadt, demokratischer Vorposten, Schaufenster des Westens, Leuchtturm der Freiheit, Stachel im Fleisch des Kommunismus.

Am prägnantesten verdichtet sich dieser Symbolwert in der Rede vom „Insulaner“. Der Begriff geht auf eine RIAS-Kabarettssendung von Günter Neumann aus dem Blockadewinter 1948 zurück, die den „Club der Insulaner“ aus der Taufe hob, deren immer wieder textlich aktualisierte Erkennungsmelodie zur inoffiziellen Hymne der Frontstadt avancierte.<sup>27</sup> Das „Insulanerlied“ sollte das Lebensgefühl und Selbstbild der Ausharrenden spiegeln, gekennzeichnet durch einen trotzigem Antikommunismus, einen gewissen Stolz auf die international anerkannte Freiheitsliebe und den ebenfalls zum Mythos gewordenen Berliner Humor. Erfahrungsraum und Erwartungshorizont der Insulaner waren von der Hochphase des Kalten Krieges zwischen 1948 und 1963 bestimmt. Sie deuteten die alliierten Besatzungstruppen als „Schutzmächte“ und sahen sich selbst als Unikat zwischen „Zone“ und „Westdeutschland“. Am prägnantesten charakterisierte der Soziologe und Krimi-Autor Horst Bosetzky die Identität des Frontstadt-Berliners: „WIR waren nach dem Zweiten Weltkrieg zur entscheidenden Kraft der Weltgeschichte geworden, und die Völker der Welt schauten auf uns. WIR waren das Schaufenster der freien Welt, WIR trotzten dem kommunistischen Osten. Weder mit seiner Blockade noch mit seiner Einmauerung konnte er uns Inselkinder in die Knie zwingen. WIR haben unsere Heiligsprechung durch John F. Kennedy erfahren [...]. WIR waren etwas Einmaliges, Helden allesamt.“<sup>28</sup> Die Insulaner gaben diese Weltsicht an die „Generation West-Berlin“ weiter, jene nach 1961 in der Stadt Geborenen, denen sämtliche zur Frontstadt gehörigen Mythen und Kuriositäten zwar vertraut waren, für sie jedoch schlicht Normalität und Alltag bedeuteten.<sup>29</sup>

Im Laufe der Jahre und besonders im Kontext der Entspannungspolitik verlor die symbolische Aufladung West-Berlins zunehmend ihre Aussagekraft und machte

---

<sup>27</sup> Vgl. Bryan T. van Sweringen, *Kabarettist an der Front des kalten Krieges. Günter Neumann und das politische Kabarett in der Programmgestaltung des RIAS 1948–1968*, Passau 1995.

<sup>28</sup> Horst Bosetzky, [Wir Einzigartigen](#), in: *Berliner Zeitung*, 19.5.2010. Siehe auch ders., *Erinnerungen eines Inselkindes*, Berlin 2006.

<sup>29</sup> „Wir von der ‚Generation West-Berlin‘ wuchsen mit großer Selbstverständlichkeit in diese Situation hinein. [...] Es war eine begrenzte Welt, die wir aber nicht als solche wahrnahmen und deren Außergewöhnlichkeit wir hegten und pflegten. Besondere Aufmerksamkeit war uns gewiß. Natürlich lernten wir schnell, dass wir uns ständig rechtfertigen mußten, denn nach außen waren wir die Unfreien, die Eingesperrten.“ Kerstin Schilling, *Die Generation West-Berlin und die Freiheit*, in: Holland-Moritz/Wachter, *war gewesen* (Anm. 1), S. 185-194, Zitat S. 185. Siehe auch Philip Meinhold, *O Jugend, O West-Berlin. Reportagen, Essays, Kolumnen*, Berlin 2013; Schilling, *Insel der Glücklichen* (Anm. 8); Kerstin Steglich, *Die halbe Stadt, die es nicht mehr gibt. Eine Kindheit in Berlin (West)*, Reinbek 2012.

divergierenden Begriffsbesetzungen Platz, die sich generationell wie milieubestimmt ausdifferenzierten. Das Bild der Halbstadt erfuhr immer häufiger negative Konnotationen; die Teilstadt wurde mehr und mehr zum Symbol des Stillstands und des Verfalls. Nicht nur die Agitation des SED-Regimes deutete West-Berlin als Frontstadt der Reaktion, als Inbegriff des politischen Rückstands und historisch obsoleten Fremdkörper.<sup>30</sup> Auch für die rheinisch gefärbte Bundespolitik präsentierte sich West-Berlin nach dem Abflauen der existenzbedrohenden Berlin-Krisen immer sichtbarer als skandalgeschütteltes Subventionsgrab und ungeliebter Hemmschuh. Immer wieder kamen Überlegungen auf, den Problemfall West-Berlin durch Umzug in die Lüneburger Heide aus der Welt zu schaffen; schon Adenauer quittierte das Drängen Reuters auf stärkere Unterstützung in der Wiedervereinigungspolitik im Herbst 1949 mit der ungerührten Feststellung, er habe zuerst die Aufgabe, „die Duisburg-Meidericher Hütte vor der Demontage zu schützen“.<sup>31</sup>

„Vorbild oder Fossil?“, wie es in einer jüngeren Anthologie heißt<sup>32</sup> – dieser Bilderstreit beherrschte seit Ende der 1960er-Jahre die zeitgenössische Sicht auf West-Berlin jenseits der politischen Besuchsrituale. Auf der einen Seite ließ sich die Halbstadt mit ihren ehrgeizigen Neubauprojekten von der Ernst-Reuter-Siedlung und dem Hansaviertel bis zur Internationalen Bauausstellung (IBA) 1984/87 als Leuchtturm und Schaufenster inszenieren; auf der anderen Seite konnten Besucher und Bewohner West-Berlin bereits unmittelbar nach 1945 als „Insel des Posthistoire“ erleben, als eine „Inselpolis“, die das Gefühl vermittelte, aus der Weltgeschichte entlassen zu sein.<sup>33</sup> „Auf dem Bahnhof Yorckstraße ist die Uhr Ende der vierziger Jahre stehen geblieben“, registrierte Peter O. Chotjewitz in einem 1966 veröffentlichten Gedicht.<sup>34</sup>

Die Kluft zwischen der Erfahrungsgemeinschaft der „Blockade- und Mauerbau-Berliner“ und einer neuen, „meist nicht aus West-Berlin stammende[n] Generation

---

<sup>30</sup> David E. Barclay, Westberlin, in: Martin Sabrow (Hg.), *Erinnerungsorte der DDR*, München 2009, S. 431-440, hier S. 432.

<sup>31</sup> Zit. nach Willy Brandt/Richard Löwenthal, *Ernst Reuter. Ein Leben für die Freiheit. Eine politische Biographie*, München 1957, S. 542. Vgl. Rott, *Die Insel###*, S. 61.

<sup>32</sup> Rudolf Lorenzen, Gemeinsam sind wir stark. Der „Stadtstaat“ – Vorbild oder Fossil?, in: ders., *Paradies zwischen den Fronten*. Reportagen und Glossen aus Berlin (West), Berlin 2009, S. 61-68.

<sup>33</sup> Vgl. Helmut Lethen, *Gelegentlich auf Wasser sehn*. Benns Inseln, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2008) H. 4, S. 45-53.

<sup>34</sup> Aus der Anthologie „Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums“, hg. von Peter Hamm, München 1966; vgl. Lorenzen, *Paradies zwischen den Fronten*, S. 123.

[...], der die alte West-Berliner Mentalität herzlich fremd war“,<sup>35</sup> öffnete sich im Zuge der Studentenbewegung, die gegen den Frontstadthabitus ihrer Elterngeneration revoltierte und so eine anhaltende Auseinandersetzung um das Selbstverständnis der Halbstadt eröffnete. Je stärker die Stadt der Kriegskinder während des abflauenden Kalten Krieges in den 1970er- und 1980er-Jahren mit dem Verblässen des heroischen West-Berlin-Bildes konfrontiert wurde,<sup>36</sup> desto härter wurde der Deutungskampf um die städtische Identität – ausgetragen zwischen jenen, die „von der Geschichte der Stadt in Bann gezogen wurden, und denen, die diese Behauptungen brechen wollten“.<sup>37</sup>

Heute hebt die Berlin-Erinnerung einerseits das Leiden an der Teilung und die Moral der Inselbewohner hervor, die in ihrer bedrohten Stadt tapfer ausgeharrt hätten;<sup>38</sup> andererseits unterstreicht es die Freiheit der Abgeschlossenheit in der Enklave, in der die „konservativen Pfaueninseln, die von den letzten preußischen Siedlern der Stadt bewirtschaftet wurden“, friedlich mit „den vielen kleinen alternativen linken Theorie-Inseln im Schatten der Mauer“ koexistierten.<sup>39</sup> In diesem Schatten wurzelt der Mythos eines West-Berlin genannten Niemandslandes zwischen Labor und Hexenküche. In ihm erscheint die eingemauerte Stadt in den Worten Wolfgang Kaschubas als „wärmender Iglu in der Polarzone“ – ein zum Mythos verdichtetes Lebensgefühl. Es entsprach in den Jahren vor 1989 dem Selbstverständnis eines abgeschotteten politisch-kulturellen Milieus, das später den Mauerfall als bedeutungsloses oder gar bedrohliches Ereignis wahrnahm und in den 1990er-Jahren nicht ohne Stolz darauf beharrte, nie einen Fuß in den ehemaligen Ostsektor zu setzen. Diesem Kreuzberger Lebensgefühl der 1980er-Jahre gab rückblickend Sven Regener in seinem dann von Leander Haußmann verfilmten Berlin-Roman „Herr Lehmann“ Ausdruck. Am 9. November 1989 feiert der Protagonist in einer

---

<sup>35</sup> Wilfried Rott, *Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins*, München 2009, S. 42f.

<sup>36</sup> Vgl. Andreas W. Daum, *Kennedy in Berlin. Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg*, Paderborn 2003, S. 180; Simone Derix, *Bebilderte Politik, Staatsbesuche in der Bundesrepublik 1949–1990*, Göttingen 2009, S. 89-133, insbesondere S. 124-130.

<sup>37</sup> Heinz Bude, Der Name Berlin, in: ders., *Generation Berlin*, Berlin 2001, S. 70, S. 75.

<sup>38</sup> Exemplarisch die Forderung des Journalisten und gebürtigen West-Berliners Ansgar Hocke: „Wir müssen endlich die Deutungshoheit über unsere Biographie erlangen“, denn zu dem Leben in der eingemauerten Stadt gehörten „auch Erlebnisse, bei denen einem Angst und Bange werden konnte“. „Von Kindheit an durchlebte der West-Berliner die politischen Launen der Sowjetunion ebenso wie die des DDR-Politbüros oder der DDR-Grenzer. Es war leicht zu spüren, wie verwundbar dieses West-Berlin war.“ Ansgar Hocke, „Wird Zeit für eine Renaissance von West-Berlin!“, in: RBB Online, 23.8.2013, URL: <<http://www.rbb-online.de/kultur/hintergrund/West-Berlin.html>>.

<sup>39</sup> Wolfert von Rahden/Stephan Schlak, Zum Thema, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2008) H. 4: Die Insel West-Berlin, S. 4.

Kneipe seinen 30. Geburtstag. Auf die Nachricht, dass wenige hundert Meter weiter gerade Weltgeschichte geschrieben werde, erwidert er unbeeindruckt: „Erst mal austrinken.“ Noch in seiner vorgeblichen Bierruhe strahlt Lehmann das Lebensgefühl eines Niemandslandes aus, das ein Berliner Kritiker auch in der laufenden West-Berlin-Ausstellung wiederfindet: „Bis in das betont provisorisch wirkende Ausstellungsdesign hinein wird signalisiert: In West-Berlin war eben so ziemlich alles unnormal. (...) Die Emanzipation von Schwulen und Frauen, punkige und Müsli-Hausbesetzer, piefig gewordene Türken und knarzige Trümmerfrauen legten zusammen den Grundstein vom Mythos des wilden, offenen Berlin, der bis heute weltweit ausstrahlt. der Mythos West-Berlins.“<sup>40</sup>

Aus dem Schatten der Sonderlage wuchs nicht anders das Narrativ West-Berlins als geheimnisvoller Stadt der Grenzgänger, die an der nie ganz geschlossenen Nahtstelle zweier scharf unterschiedener Gesellschaftssysteme Begegnungen und Verbindungen ermöglichte, die in „Westdeutschland“ undenkbar waren. Hier wechselten die unterschiedlichsten Personen und Gruppen zwischen den Welten hin und her: Agenten, Mauerspringer, West-Berliner mit Ost-Verwandtschaft, alliierte Soldaten und Diplomaten. Friedensbewegte Aktivisten aus Kreuzberg trafen auf Gleichgesinnte im Prenzlauer Berg, und DDR-Rentner warteten im „Tränenpalast“ geduldig auf ihre Ausreise.

Der im Herbst 1967 von Frankfurt am Main nach Berlin umgezogene Student der Philosophie und Literaturwissenschaft Wolfgang Schivelbusch beschrieb die ihn auch wissenschaftlich prägende Grunderfahrung aus dem Abstand von 40 Jahren so: „Ich fand es im damaligen Berlin immer spannend, sich durch das Überqueren der Sektorengrenze in die Gegenwelt des Westens begeben zu können. Das hat mich gefesselt. Das ist ja auch im Sinne jeder Komparatistik – zwei Plattformen oder Standbeine zu haben.“<sup>41</sup> Schivelbusch, der Recherchen zu seiner Doktorarbeit ebenso im Dahlemer FU-Seminar von Peter Szondi betrieb wie in Peter Hacks' „Wohnung in der Schönhauser Allee mit dem feinen Porzellan“,<sup>42</sup> erlebte die Teilung Berlins als aufregende Doppelung. Ebenso tat es Heinz Dieter Kittsteiner, der schon bei seiner Ankunft aus Tübingen zum Wintersemester 1965/66 am Bahnhof Zoo auf

---

<sup>40</sup> Nikolaus Bernau, Ausstellung im Stadtmuseum Alles unnormal in West-Berlin, in: Berliner Zeitung, 12.11.2014.

<sup>41</sup> Das Paradies der Dinge. Ein Gespräch mit Wolfgang Schivelbusch, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2008) H. 4, S. 59-66, hier S. 61.

<sup>42</sup> Ebd.

ihm selbst unerklärliche Weise „wie angenagelt sitzen [blieb] und wartete, was noch kommen sollte“. Es kamen zeitraubende Unannehmlichkeiten,<sup>43</sup> die Kittsteiner allerdings keineswegs davon abhielten, auch später seinen Berliner Standortvorteil zu nutzen, um kurzerhand für ein Walter Benjamin gewidmetes Heft der Zeitschrift „alternative“ „Einblick in den Benjamin-Nachlaß in Potsdam“ zu nehmen oder in der Ost-Berliner Humboldt-Universität die Sprechstunde des DDR-Philosophen Wolfgang Heise aufzusuchen.<sup>44</sup> Karl Schlögel beschrieb die Grenzgänger als Vertreter einer „Generation Marienborn“, deren von Transitstrecke und Grenzübergängen geprägte Erfahrung heute kaum noch zu vermitteln sei: „Grenzüberschreitung und Grenzkontrolle, Schleuse und *rite de passage*, ein spezifischer Geruch aus Kohlenstaub und Desinfektionsmitteln, Konzentration und Beängstigung für einen Moment, Eintritt in einen Korridor, dessen Ende man kaum ohne innere Anspannung erreichte, Rendezvous des Alltags mit der Welt der großen Politik und der Weltgeschichte.“<sup>45</sup>

## Das dritte Deutschland

So exklusiv und unverbunden diese verschiedenen mythischen Erzählungen auf den ersten Blick erscheinen, so eng sind sie bei näherer Betrachtung miteinander verwoben. Die mit dem Insulaner verbundenen Konnotationen changieren zwischen Alt und Jung, zwischen Links und Rechts, zwischen Untergangsstimmung und Aufbruchshoffnung; aber sie treffen sich in dem Lebensgefühl der „prekären Bleibe“,<sup>46</sup> das dem Narrativ des Insulaners seine Schlagkraft verlieh, weil es einen Lebensumstand bezeichnete, der West-Berlin von anderen metropolitanen Verdichtungsräumen signifikant abhob. Mehr noch: Das Beharren auf der Besonderheit vereint alle mythischen Verdichtungen des Topos West-Berlin. Allesamt verstehen sie den Ausnahmezustand als Normalität – als Stadt der nächtlichen Exzesse wie als Inbegriff der geopolitischen Unsicherheit, die „den

---

<sup>43</sup> „Für einen Republikflüchtling gehalten zu werden, war mein erstes Erlebnis in Berlin am Tag meiner Ankunft.“ Heinz Dieter Kittsteiner, Unverzichtbare Episode. Berlin 1967, in: ebd., S. 31-44, hier S. 36f.

<sup>44</sup> Ebd., S. 33. Vgl. auch Martin Schaad, „Dann geh doch rüber“. *Über die Mauer in den Osten*, Berlin 2009; Frank Roggenbuch, *Das Berliner Grenzgängerproblem. Verflechtung und Systemkonkurrenz vor dem Mauerbau*, Berlin 2008.

<sup>45</sup> Karl Schlögel, Generation Marienborn – Essay, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 59 (2009) H. 21-22, S. 3-6, hier S. 3. Siehe auch ders., *Jenseits von Marienborn oder: Kalter Krieg privat*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 5 (2008), S. 283-298.

<sup>46</sup> Andreas Hiepko, Der Insulaner, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2008) H. 4, S. 54-58, hier S. 58.

Berliner“ von „dem Westdeutschen“ trennte. Ob Niemandsland oder Insel, ob „Wilder“ oder „Insulaner“: Die letzten zwei Dekaden West-Berlins werden verbreitet als Idylle im Schatten der Mauer erinnert, ein „Paradies zwischen den Fronten“,<sup>47</sup> eine Stadt mit „morbide[m] Flair“, „die seit den Zeiten des kalten Krieges im Ausnahmezustand gelebt und sich gemütlich darin eingerichtet hatte“.<sup>48</sup>

Hinzu kommt ein viertes Erinnerungsmuster, das die Halbstadt nicht als West-Bindestrich-Berlin, sondern als „Westberlin“ erinnert, als WB und „Fleckchen Westen mitten in der DDR“, wie es David Barclay beschrieben hat. „Westberlin“ oder „WB“ ist ein ambivalenter Erinnerungsort, in dem öffentliche Perhorreszierung und private Verlockung zusammenschießen. Der Stadt gewordene „Stachel im Fleisch der DDR“ und „Kriegsbrandherd“, das „imperialistische Agentennest“ und „konterrevolutionäre Zentrum“ Westberlin schwand in allerdings starker generationeller Abstufung zunehmend aus dem ostdeutschen Erfahrungshorizont und blieb zugleich via Rundfunk und Fernsehen ständig präsent – kein selbst durchmessener Erfahrungsraum, sondern für Ost-Berliner und Ostdeutsche überhaupt ein virtueller Erinnerungsort, in dem sich vor 1989 Tabuisierung und Imaginierung verschlangen und nach 1989 Sehnsuchterfüllung und Traumentzauberung.

Zusammen und in milieuspezifisch unterschiedliche Mischung bestimmen diese narrativen Formate die Erinnerung an West-Berlin als ein „Drittes Deutschland“, das mit dem von Jahr zu Jahr wachsenden Abstand in seiner vermeintlichen Besonderheit immer markanter hervortritt und sich auch als Eigenheit zurechnen lässt, was womöglich zum Stil der Zeit überhaupt gehörte. Der laufenden Ausstellung „West:Berlin“ genügen, um beliebige Beispiele herauszugreifen, etwa zwei Sonnenbaderinnen im Abfertigungsstau der Autobahn bei Dreilinden, die monströse Planung für ein Autobahnkreuz am Oranienplatz und eine Fotowand mit urigen Hinterhofhandwerkern, um im Kopf des Betrachters ein Bild von West-Berlin als der „Insel auf der Suche nach Festland“ zu erzeugen. Aber solche Momentaufnahmen waren nicht weniger typisch für die Zeit als für die Stadt. Manche Raumtitel der aktuellen West:Berlin-Ausstellung wie „Wir sind wieder wer“ oder „Studieren – Protestieren – Rebellieren“ trafen das Lebensgefühl der Nachkriegszeit nicht nur in Berlin, und als „Hauptstadt der Revolte“, wie sie im Ephraim-Palais veranschaulicht

---

<sup>47</sup> Lorenzen, *Paradies zwischen den Fronten* (Anm. 8).

<sup>48</sup> Ulf Mailänder/Ulrich Zander, Vorwort, in: dies. (Hg.), *Das kleine Westberlin-Lexikon. Von „Autonome“ bis „Zapf“ – die alternative Szene der siebziger und achtziger Jahre*, Berlin 2003, S. 4.

wird, konnte in den sechziger und siebziger Jahren Frankfurt und vielleicht auch Heidelberg nicht weniger als Berlin gelten.

Die Frage nach dem Eigencharakter West-Berlins in fachlicher Präzision zu diskutieren, die Verdichtung West-Berlins zu einem zeithistorischen Mythos kritisch zu reflektieren und die Besonderheit des ambivalenten und vielschichtigen Erinnerungsortes West-Berlin zu analysieren, das ist Aufgabe der Zeitgeschichtsforschung. Sie hat sich des Themas West-Berlin erst nur zögernd angenommen. Dass sie es jetzt mit Verve und Neugier tut, belegt das eben erschienene Heft unserer Zeitschrift „Zeithistorische Forschung“ und belegt unsere Tagung, die sich dem „Biotop West-Berlin“ widmet. Ob wirklich „Alles unnormale in West-Berlin“ war, wie die Erinnerung an das vergangene West-Berlin so einhellig wissen will, wird dabei erst noch zu verhandeln sein. Aber über den Platz West-Berlins im historischen Gedächtnis entscheidet eben nicht allein die Erinnerung, sondern auch die Forschung, und das, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, ist auch gut so.